

Alexander Pfeiffer, geboren 1971 in Wiesbaden, arbeitet als freier Autor, Literaturveranstalter und Moderator. Neben Kurzgeschichten und einem Gedichtband veröffentlichte er drei Wiesbaden Krimis; von 2010 bis 2012 gab er die Anthologiereihe »Krimi-Kommunale« heraus. 2014 erhielt er den Friedrich-Glauser-Preis in der Sparte »Kurzkrimi« sowie ein Arbeitsstipendium des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst für seinen Roman »Geisterchoral«.

ALEXANDER PFEIFFER

Geisterchoral

WIESBADEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt oder waren nicht zu vermeiden.

emons:

Für Mara

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.de/JoeEsco
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Dr. Marion Heister
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2016
ISBN 978-3-95451-999-6
Wiesbaden Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch
die Literarische Agentur Kossack GbR, Hamburg.

*Ghosting the city, nowhere to go
 Got no papers, got no name and I got no soul
 I'd do the human cannon just to get back home
 Follow the signs into the great unknown*
 Hugo Race + True Spirit – »Ghosting the City«

Es war Mitternacht, es regnete. Sänger beschloss, dass es keinen Sinn machte, noch länger zu warten. Trocken würde er in dieser Nacht nicht mehr nach Hause kommen.

Er legte den Roman von James Sallis beiseite, in dem er gelesen hatte. Der Umschlag des Taschenbuchs war abgewetzt und zerknittert. Darauf war das Gesicht einer Frau zu sehen, liegend, im Profil. Die Augen geschlossen, schlafend möglicherweise. Oder tot. Die Konturen von Stirn, Nase und Kinn gelb angestrahlt von den leuchtenden Lettern des Buchtitels.

Sänger warf einen Blick aus dem Fenster, auf das im Laternenlicht glänzende Pflaster des Marktplatzes. Hinter ihm ruhten die beiden Fünfunddreißig-Millimeter-Projektoren wie schlafende Riesen im Dunkel seines kleinen Arbeitsraums. Oberhalb davon zogen die Abluftrohre eine silbrige Spur zur Entlüftungsanlage. Durch das schmale Fensterchen in der Wand zwischen den Projektoren war ein Ausschnitt der breiten, von einem schweren Vorhang eingefassten Leinwand auszumachen, irgendwo da draußen, ganz am Ende des Saals, in dem der Lichtstrahl aus dem Refugium des Filmvorführers Abend für Abend zu bewegten Bildern wurde.

Sänger löschte das letzte Licht, das von einer Bürolampe kam, und wechselte nach nebenan in den Schneiderraum, wo er sich einen Stapel Filmrollen von der Ablage neben dem Umroller griff. Die Streifen dieses Abends, bereits entkoppelt und transportfertig. »The Kids Are All Right« war um halb sechs gelaufen: Julianne Moore als Lesbe – mit ein paar ziemlich heterosexuellen Bettszenen. »Stiller Sommer« war der Acht-Uhr-Film gewesen, Teil der Reihe »Neues Deutsches Kino« und genauso übel.

Sänger nahm die Stufen nach unten, packte die Filmdosen in den kleinen Lagerraum am Fuß der Treppe, löschte das Licht im Foyer.

Draußen vor dem Kino, im Schatten der alles überragenden Marktkirche, angelte er nach dem Schlüsselbund in seiner Tasche,

als er rechts von sich eine Bewegung spürte. Das Gesicht einer Frau tauchte aus dem Dunkel auf. Die Konturen von Stirn, Nase und Kinn angestrahlt vom Laternenlicht.

»Ich dachte schon, ich hätte dich verpasst.«

Sänger machte einen Schritt nach hinten, kniff die Augen zusammen. »Was zur Hölle ...«

»Deine Kollegin an der Kasse hat mir gesagt, dass du heute Abend die Vorführung machst.« In dem fahlen Licht, das aus den Schaukästen vor dem Kino drang, war die Frau jetzt ganz zu sehen. »Hab mir den Film angeschaut und dann an der Bar auf dich gewartet ... Irgendwann haben sie mich rausgeschmissen.«

»Pam?« Sänger ging auf sie zu. »Bist du das?«

»Das war ich mal.« Die Stimme der Frau klang erschöpft. »Heute nennen mich alle Pamela.«

»Was machst du hier? Hast du etwa hier draußen im Regen gestanden?«

»Ich dachte, du müsstest bald nach dem Vorstellungsende rauskommen.«

Sänger vergrub die Hände in den Taschen seiner beigefarbenen Fliegerjacke, zog den Kragen um seinen Hals zusammen. Pamela schüttelte sich. Tropfen rollten glitzernd von ihren Haaren.

»Ich hab dein Licht gesehen.« Sie deutete hinauf zu den Fenstern im zweiten Stock, hinter denen der Vorführraum lag. »Also dachte ich, ich warte noch.«

Sängers Blick folgte der Bahn, die ihr Zeigefinger wies. blieb hängen an den schwarzen Fensterscheiben da oben. Er fuhr sich durch den Schopf dunkler Kraushaare auf seinem Schädel.

»Lange her«, murmelte er.

Sie nickte. »Ich muss mit dir reden.«

»Sieht so aus. Sonst würdest du wohl kaum zwei Stunden im Regen auf mich warten.«

»Können wir irgendwohin gehen, wo's trocken ist?«

»Trocken mit Promille oder ohne?«

Sie zeigte etwas Ähnliches wie ein Lächeln. »Kann gern mit Promille sein.«

»Dann darf ich dich zu einem Drink aufs Haus einladen.« Er zog die Eingangstür zum Kino wieder auf. »Die Bar legt eine

Extraschicht ein. Und vielleicht komme ich danach ja doch noch trocken nach Hause. Von außen, meine ich.«

Das Regenwasser auf Pams roten Locken glänzte wie ein Heiligenschein.

»Dass du immer noch hier arbeitest.«

Sänger nippte an seiner Bierflasche, verzog die Mundwinkel. »Das ist das letzte bisschen an Kontinuität, das ich meinem Leben gönne.« Seine Stimme schnitt scharf durchs Dunkel. »Eine kleine Extravaganz, wenn du so willst ... Aber du bist nicht hergekommen, um das festzustellen, oder?«

»Nein. Ich brauche deine Hilfe.«

»Was du nicht sagst. Wobei denn?«

»Erinnerst du dich an meine Schwester Marion?«

»Machst du Witze?« Sängers Körper straffte sich. »Du hast mir nie irgendjemanden aus deiner Familie vorgestellt.«

»Tatsächlich?«

»Tatsächlich! Wenn du überhaupt mal über deine Geschwister oder deine Eltern gesprochen hast, dann war das, als ginge es um eine üble Krankheit. So was wie Parasiten. Irgendwas Schlimmes, das man nicht loswird, von dem man aber besser niemandem erzählt.«

»Na Mensch, mit Mitte zwanzig, da ist das doch auch so«, blaffte Pam. »Bei mir war's jedenfalls so. Dabei war Marion ganz lange mein Vorbild gewesen. Die große Schwester, der ich ständig hinterhergerannt bin. Ich war Punk, weil sie Punk war. Ich hab gesoffen und Hasch geraucht, weil sie das gemacht hat. Ich hab sogar dieselben Typen gefickt wie sie. Ganz egal, wie übel die waren. Wenn Marion sie hatte, waren sie automatisch okay für mich.«

Sängers Grinsen blitzte im Dunkeln. »Ich kann mich aber gar nicht erinnern, deine Schwester gefickt zu haben.«

»Du warst auch nicht ihr Typ.«

»Wieso?«

»Nicht kaputt genug.«

»Was das angeht, habe ich mittlerweile aufgeholt«, sagte Sänger und nahm einen großen Schluck Bier.

»Vergiss es. Marion ist heute eine brave Hausfrau. Außerdem war das alles lange bevor wir beide uns kennengelernt haben. Marion ist irgendwann mit diesem GI rumgezogen, einem Schwarzen. Der war draußen auf der Airbase stationiert und hat geschluckt wie ein Abwasserkanal. Wenn er nüchtern war, hatte er seine Momente. Aber mit Sprit war er schlimmer als alle Waffen, die die Amis da draußen wahrscheinlich stationiert haben.«

»Und der war dann zu kaputt für *dich*?«

Sie nickte. »Lew Griffin. So hieß der Typ. Stammte aus New Orleans. Das fand ich sogar noch cool. Weil es cool *klang*: New Orleans. Jazz, Voodoo, Sümpfe. Die beiden sind dann zusammen auch so richtig versumpft. Der Kerl hat Marion geschwängert, und sie hat ihn tatsächlich geheiratet. Das war im selben Jahr wie die Wiedervereinigung. Keine Ahnung, was schlimmer war. Jedenfalls wurde noch im selben Jahr Spencer geboren. Und ein Jahr später haben sie noch einen Jungen bekommen: Tom. Griffin hat dann die Army verlassen, und die vier haben versucht, so was wie eine Familie zu sein. Saufen und Kinder hüten. Ein richtig stinkender Sumpf.«

»Scheiße«, zischte Sänger. »Ich glaube, du hast mir jetzt gerade innerhalb von fünf Minuten mehr über dich und dein Leben erzählt als in den zwei Jahren, die wir zusammen waren ... Waren das zwei Jahre?«

Sie schüttelte ihre Locken. »Eher weniger. Aber damals hättest du mir zu dem Thema noch nicht mal mit einer Angel was entlockt.«

»Warum kommst du dann jetzt damit zu mir?«

»Wegen Spencer ... meinem Neffen.«

»Was ist mit ihm?«

»Der Junge hatte es schwer. Immer schon. Marion hat noch die Kurve gekriegt. Sie hat sich ziemlich bald von Griffin scheiden lassen. Die beiden waren Vollbluttrinker, hatten von morgens bis abends irgendeine Flasche in der Mangel. Die Kinder kamen nach der Trennung ins Heim, sind dann bei Adoptiveltern aufgewachsen. Marion hat irgendwann eine Entziehungskur gemacht und noch mal geheiratet. Noch mal Kinder gekriegt. Die leben heute

als Vorzeigefamilie irgendwo in der Lüneburger Heide. Aber der Junge, Spencer ...«

»Ja?«

»Er ist zusammen mit seinem Bruder bei einer Vorortfamilie aufgewachsen. In Kohlheck. Sie haben auch den Nachnamen von den neuen Eltern bekommen. Und sie waren ja noch ganz klein. Ich glaube nicht, dass sie noch Erinnerungen an ihre erste Familie haben. Aber trotzdem war's schwer für sie. Schwarze Kinder mit weißen Eltern. Da fängst du ziemlich früh an, dir unbequeme Fragen zu stellen.«

»Klar. Die Vererbungsregeln biegen sie einem ja in der Schule bei.«

»Marion hat mit dem ganzen Kram eigentlich komplett abgeschlossen«, sagte Pam. »Mit Wiesbaden. Mit der Vergangenheit. Aber irgendwann hat sie dann doch noch den Kontakt zu Spencer und Tom gesucht. Als sie selbst schon so weit verspießert war, dass sie sich den Blick über den eigenen Gartenzaun wieder leisten konnte. Und seitdem bin auch ich mit Spencer in Kontakt. Mal mehr, mal weniger ... Jetzt gar nicht mehr.«

»Was heißt das?«

»Spencer hat Mist gebaut. Viel Mist, immer wieder. Er sitzt eine Haftstrafe ab.«

»Auch da kann man Besuch empfangen. Wo sitzt der Junge denn ein?«

»Hier in der Stadt. Im Jugendknast in der Holzstraße.«

»Na, das ist doch kein weiter Weg.«

»Ich war ja auch regelmäßig bei ihm. Hab ihm immer Bücher gebracht. Bis letzte Woche noch.«

»Und jetzt?«

Sie machte eine Pause, trank von ihrem Bier. Die Lider über ihren Augen senkten sich, während sie schluckte, und fuhren wieder nach oben, als sie die Flasche auf dem Tresen vor sich abstellte.

»Er ist abgehauen, am Montag. Hatte Freigang. Um bei der Beerdigung seines Großvaters dabei sein zu können, dem Vater seiner Adoptivmutter. Er hatte einen Beamten und einen Sozialarbeiter dabei. Denen ist er entwischt. Seitdem fehlt jede Spur von ihm.«

Sänger wiegte seinen Kopf auf dem Hals. »Versumpft. Wie die

Eltern. Scheint in der Familie zu liegen. Am Montag war das, sagst du? Das gibt ihm vier Tage. Der Junge könnte mittlerweile überall sein. Sogar in New Orleans.«

»Da kommt er nicht hin ohne Papiere. Er kann eigentlich nirgends hin. Aber es hat auch niemand etwas von ihm gehört. Marion nicht, seine Adoptiveltern nicht, sein Bruder nicht. Und ich auch nicht. Er ist verschwunden. Wie ein Gespenst, ein Geist.«

»Auch Geister machen sich irgendwann wieder bemerkbar.«

»Ja«, schnaubte Pam, »aber so lange wollen wir nicht warten.«

»Wir?«

»Unsere Familie. Marion, ich und unser großer Bruder. Wir haben beschlossen, nach ihm zu suchen ... nach ihm suchen zu lassen.« Ihre Augen waren jetzt auf ihn geheftet. »*Deswegen* brauche ich deine Hilfe.«

»Ich verstehe nicht.«

»Ich dachte, dass du ihn vielleicht finden kannst.«

Sängers Augen suchten in ihren nach etwas, doch sie fanden nichts. »Ich?«

Sie zuckte die Schultern. »Praktisch jeder in der Stadt weiß, dass du für deinen Großvater den Schatz aus dem Zweiten Weltkrieg gesucht und auch gefunden hast, der auf dem Grundstück von seinem ehemaligen Haus vergraben war. Wenn du das geschafft hast, kannst du ja vielleicht auch Spencer finden.«

Sängers Körper krümmte sich. Der dunkle Haarschopf hing nach vorn, er schüttelte sich.

»Pam ...«

»Pamela!«

»Wie auch immer. Und wo auch immer du in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren gesteckt hast. Und was auch immer du seitdem gemacht hast ...«

Sie hob die Hand. Als wollte sie seine Worte daran hindern, den weit geöffneten Rachen zu verlassen. »Ich kenne die ganze Geschichte. Du und deine beiden Helfer, ihr habt damals etwas Außergewöhnliches vollbracht. Wann war das? Vor sieben Jahren, richtig? Niemand sonst wäre wahrscheinlich auch nur bereit gewesen, sich auf eine solche Sache einzulassen. Ihr musstet um diesen

Schatz mit ein paar richtig fiesen Typen rangeln, die ebenfalls danach gesucht haben.«

»Ich sehe, du hast das, was die Presse aus der Geschichte gemacht hat, gründlich aufgesogen. Tatsächlich haben wir damals auf dem Grundstück meines Opas nur das Beweismaterial für ein paar richtig dreckige Kriegsverbrechen ausgegraben: Schmuck, Tafelsilber, sogar Goldzähne. Alles erbeutet bei Plünderungen während der Feldzüge gegen Polen und Russland. Mein Opa wollte seinem ehemaligen Kompaniechef bei der Wehrmacht damit eins auswischen – sechzig Jahre nach Kriegsende ... Aber dazu kam es nicht mehr. Er ist gestorben, bevor er irgendwem noch irgendwas auswischen konnte.«

Pam nickte. »Das weiß ich alles. Ich hab diesen Roman gelesen, der auf der Geschichte basiert: ›Das Ende vom Lied‹ von Matthias Groß.«

»Ach was?«

Sie nickte nochmals. »Hey, ich bin Buchhändlerin. Und wie man hört, ist da sogar eine Verfilmung geplant.«

Jetzt nickte Sänger. Langsam, bedächtig. Mit einem großen Schluck trank er das letzte Bier aus seiner Flasche, hielt sie in der Hand und betrachtete sie, als berge sie ein Geheimnis.

»Das ist doch cool«, meinte Pam. »Oder nicht?«

»Für Matthias Groß wahrscheinlich schon. Er war ja dabei. Er hat die Geschichte mit mir zusammen erlebt. Und hat einen Roman draus gemacht. Ich? Ich bin doch heute nur noch einer, der eben auch dabei war ... Einer von den Überlebenden.«

Den Filmplakaten aus der Vergangenheit war schon vor Stunden die Möglichkeit genommen worden, im dunklen Foyer der Filmbühne Caligari um Aufmerksamkeit zu buhlen. Ein Kino ohne Licht war ein ebenso paradoxer Ort im Wartezustand wie eine Bühne ohne Schauspieler.

»Das ist also deine Story«, raunte Sänger in die Leere. »Der Grund, weshalb du zu mir kommst.«

Pam hob die Schultern, sah ihn an.

»Genauso gut könntest du mich bitten, dir den Kopf von Alfredo Garcia zu bringen.«

»Was?«

Sänger verdrehte die Augen zur Decke. »Bring mir den Kopf von Alfredo Garcia! Sam Peckinpahs Meisterwerk von 1974, mit Warren Oates in der Hauptrolle. Angeblich der einzige seiner Filme, den Peckinpah so drehen und schneiden konnte, wie er selbst sich das vorgestellt hat.«

Pam schaute verständnislos.

»Ein mexikanischer Großgrundbesitzer setzt ein Kopfgeld aus«, erklärte Sänger. »Für denjenigen, der ihm den Kopf von dem Typ bringt, der seine Tochter geschwängert hat. Und dieser Typ, das ist Alfredo Garcia. Für den gibt es eine Million Dollar. Also für seinen Kopf.«

»Also immer noch voll und ganz Sänger«, grinste sie.

Er hob die leere Flasche an, stellte sie zurück auf den Tresen.

»Was?«

»Deine Vorträge. Direkt aus dem Filmllexikon.«

»Nix Lexikon«, schnaubte Sänger und tippte sich gegen die Stirn. »Das ist alles da oben.«

»Wie du meinst.«

»Der springende Punkt ist: Alfredo Garcia ist längst tot. Ist bei einem Autounfall ums Leben gekommen und wurde in einem mexikanischen Kaffbeerdigt. Der Typ, der sich das Kopfgeld holen will, Bennie, ein heruntergekommener Barpianist, muss am Ende die Leiche auf dem Friedhof ausbuddeln, um an den Kopf zu kommen ... Was ich sagen will: Woher weißt du, dass nicht auch dein Neffe längst tot ist?«

»Du gefühlloses Arschloch!«

Pams Arme langten durch das Dunkel. Bierschaum flog über den Tresen. Sänger hob beschwörend die Hände

»Ich rede hier nicht von einem beschissenen Film!«, keifte sie.

»Ich rede von einem Jungen, der nie eine echte Chance im Leben bekommen hat. Wieso begreift das niemand?«

»Hey, tut mir leid. Aber du musst zugeben, dass die Story reichlich abstrus ist.«

»Nicht abstruser als deine Story von diesem Alfredo Garibaldi.«

»Garcia.«

»Das ist mir doch so was von kackegal! Ich weiß nur, dass

Spencer irgendwo da draußen rumirrt. Und dass er niemanden hat, der ihm hilft. Vielleicht kannst du das nicht verstehen ... Hast du Kinder?«

»Eine Tochter. Hast du welche?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich verstehe«, murmelte er.

»Stell dir vor, es ginge um deine Tochter«, sagte sie. »Natürlich kannst du darauf warten, dass die Polizei sie wieder einfängt. Aber was passiert dann? Glaubst du, Spencer geht einfach so mit denen mit, zurück in den Knast? Und glaubst du, die haben so viel Geduld mit einem jungen, verängstigten Mann auf der Flucht wie du?«

»Wie kommst du darauf, ich hätte Geduld?«

»Ich kenne dich ein bisschen.«

Er nickte. »Okay. Und warum sollte ich mir diese Story antun?«

»Richard hat ein bisschen Geld. Mein Bruder. Er lebt als Steuerberater in München. Er ist bereit, einen Privatdetektiv zu bezahlen. Oder jemand anderen, den ich mit der Suche nach Spencer beauftrage.«

»El Jefe spielt also auch mit.«

»Was?«

»El Jefe. Der Grundbesitzer, der das Kopfgeld für Alfredo Garcia springen lässt ... Was hättet ihr denn gern? Den Kopf? Oder den Kerl im Ganzen?«

»Ich hätte nicht hierherkommen sollen!«

Sie sprang ruckartig von ihrem Barhocker. Griff nach dem regennassen Mantel, den ihre Hand im Dunkel verfehlte. Wieder hob Sänger beschwichtigend die Hände.

»Jetzt zeig du aber auch mal ein bisschen Geduld. Ich habe ja bis jetzt nicht gesagt, dass ich es nicht mache. Über was für ein Kopfgeld, ich meine, über was für ein Honorar reden wir denn hier? Zufällig gehört Kohle zu den Dingen, die meinem Leben aktuell ein bisschen abgehen.«

Sie zuckte die Schultern. »Keine Ahnung. Ich kenne mich mit so was nicht aus. Aber wenn du mir einen Preis nennst, werde ich Richard schon dazu bringen, ihn zu bezahlen.«

»So viel zum Thema Familie ... Wie erreiche ich dich?«

Sie griff sich das Kinoprogramm für den Monat von der Theke. Kritzelte ihre Telefonnummer und eine E-Mail-Adresse darauf.

»Also doch noch ein bisschen Pam«, grinste Sänger.

»Die Adresse ist uralte.«

»Pam-the-Punisher at GMX«, las Sänger von dem Programm ab. »Klingt nach reichlich Abstrusität.«

Sie beugte sich vor, verabschiedete sich mit einer einarmigen Umarmung über den Tresen hinweg und einem Kuss auf die Wange. In Sänger flammten Bilder von anderen Küssen auf. Von Bissen, die Spuren in seiner Leistengegend hinterlassen hatten. Wie lange war das her?

Als er wieder aufsaß, war Pam in der Dunkelheit verschwunden, aus der sie sich eine halbe Stunde zuvor geschält hatte. Wie eine nicht mehr erwartete Schauspielerin auf der längst verdunkelten Bühne.

2

Es regnete noch immer. Die grauen Spuren in Sängers Haaren glänzten silbrig unter dem Licht der Straßenbeleuchtung in der Fußgängerzone. Die Fliegerjacke hing schwer vor Nase auf den Schultern des Filmvorführers, aufgerissen am Ellenbogen, abgewetzt am Kragen.

Er steuerte auf den Hauseingang zu, hinter dem für ihn das Ende dieser Nacht wartete, als er links von sich eine Bewegung spürte. Das Gesicht eines Mannes erschien aus dem Schatten. Kinn, Wangen und Hals bewachsen mit einem wilden schwarzen Bart, in dem sich das spärliche Licht und Büschel von Grau verfangen.

»Ich brauche deine Hilfe.«

Die Stimme klang, als käme sie aus dem Inneren einer Gießkanne.

»Was?« Sänger schüttelte sich. Vergrub die Hand in der Jackentasche, als ließe sich dort ein Werkzeug finden, mit dem die Szene abzublenden wäre.

»Ich dachte, dass du mir vielleicht mit ein paar Euro aushelfen kannst. Für ein Zugticket nach München. Ich muss da dringend hin. Zu meiner Familie.«

Der Mann trug einen fauligen Geruch vor sich her, der vom Regen aus all seinen Körperöffnungen gespült zu werden schien. Hinter seiner schiefen Statur konnte Sänger im Schatten der Hauswand, unter dem Vordach eines Sportartikelladens, eine Bahn Pappe und einen Schlafsack ausmachen. Er kramte ein paar Münzen aus der Hosentasche, drückte sie dem Mann in die Hand.

»Hier. Und lass dir für den Nächsten 'ne bessere Story einfallen. Diese glaubt dir kein Mensch.«

Der Mann lachte scheppernd. »Bist du etwa kein Mensch?«

»Ich arbeite dran.«

Er wollte weiter, an dem Mann vorbei. Doch der versperrte ihm den Weg mit seinem Körper, der roch, als hätte die Verwesung bereits in ihm zu arbeiten begonnen.

»Du bist in Ordnung.« Der Mann griff nach etwas, das er an einer Kordel um den Hals trug. »Das ist ein hei-tiki«, sagte er und löste die Kordel.

Es war eine Art Amulett. Eine kleine, gedrungene Figur aus grünem Stein, mit übermäßigem Kopf und schimmernden Augen, die Sängers anzustarren schienen. Der Mann streckte die Arme aus, um die Kordel um Sängers Hals zu legen. Der Filmvorführer machte einen Schritt nach hinten, wich vor dem Verwesungsgeruch zurück.

»Das kommt aus Neuseeland«, erklärte der Mann, dessen Bart im Dunkeln Dampf Wolken absonderte. »Ist das Fruchtbarkeitsymbol der Maori. Sie schleifen die hei-tikis aus Jade.«

Er hielt Sängers die Figur unter die Nase. »Siehst du, das stellt ein tot geborenes Kind dar.«

»Was? Wie krank ist das denn?«

»Überhaupt nicht krank. Tot geborene Kinder zählen zu den besonders machtvollen Geistern. Weil sie um ihr Leben betrogen wurden. Deshalb wirken sie umso stärker auf unsere Leben.«

»Geh mir vom Leib, Mann!«

Sängers schob den Mann beiseite. Er spürte den wilden Bart an seiner Wange, spürte Hände, die sich in den Stoff seiner Jacke gruben, und riss sich mit einem Ruck los. Auf den Hauseingang zu, direkt neben dem dunklen Schaufenster einer Apotheke, in dem vor der Ansteckung durch Pollenflug gewarnt wurde.

Die scheppernde Stimme des Mannes tönte hinter ihm her durch die Fußgängerzone. »Wovor hast du denn Angst, Mensch? Weißt du nicht, dass es die Geister sind, die in den Dingen stecken, die unserer Welt ihren Geist verleihen? Die Geister, das sind die, die nicht da sind. Die nicht mehr unter uns sind.«

Sobald die Eingangstür hinter ihm ins Schloss gefallen war, atmete Sängers tief durch. Er schüttelte das Regenwasser aus seinen Haaren und stieg die Treppen hinauf zu seiner Wohnung.

Im Flur hinter seiner Wohnungstür, wo er sich aus der nassen Fliegerjacke schälte, stand ein wackliges Regal unter einem großformatigen Filmplakat. Die Silhouetten von Ida Lupino und Humphrey Bogart – Bogart mit einer Pistole in jeder Hand. Im

Hintergrund ein Bergmassiv und darüber in roten Lettern der Titel: »High Sierra«. Darunter reihenweise Film. Auf Zelluloid, Polycarbonat und Magnetband. Film, dünne zusammenhängende Schichten von Licht. Projektionen im Dunkel. Bewegte Bilder. Noch mehr von dem, was Sängers an seinem Arbeitsplatz vor einer halben Stunde hinter sich gelassen hatte.

An den Flur schloss eine kleine, schlauchförmige Küche an. Sängers öffnete den Kühlschrank, brauchte dringend noch ein Bier. Doch es war keines mehr da. Dafür war der Abfalleimer voll mit leeren Bierdosen.

Sängers löschte das Licht im Flur und wechselte nach nebenan, wo sich unter der Straßenbeleuchtung aus der Fußgängerzone, die durch zwei große Fenster hereindrang, ein Wohnraum öffnete. Linker Hand ein Esstisch mit zwei Untersetzern für Teller und Besteck. In der Zimmerecke ein Schreibtisch mit Computermonitor und Tastatur, daneben das erste Fenster nach draußen. Noch ein Regal. Noch mehr Filme. Noch ein Fenster. Dann ein Regal, in dem ein Fünfunddreißig-Millimeter-Projektor stand, dazu mehrere Filmspulen und Objektive für die verschiedenen Formate vom Stummfilm bis zu Cinemascope. Der größte Teil der anschließenden Zimmerwand wurde von einem Breitbildmonitor in Anspruch genommen. An der Decke darüber die Befestigung für eine ausrollbare Leinwand. Daneben, in der Zimmerecke, ein Bett. An der Wand darunter ein Musikregal: Be Bop und Hard Bop vom Ende der vierziger Jahre bis zu den frühen sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts, vornehmlich auf Vinylschallplatten, die für einiges an Geld zusammengetragen worden waren. Ganz oben auf dem Regal das Foto eines jungen Mannes in einem schwarzen Rahmen. Dreitagebart und halblange Haare, die zurückgekämmt waren. Direkt an das Regal anschließend ein Türbogen, die Öffnung zum Rest der Wohnung. Der ganze Raum bis unter die Decke angefüllt mit einem Schnarchen, das die Wände zittern ließ.

Sängers ging auf das Bett zu. Auf dem Nachtschränkchen eine letzte Dose Bier, auf dem weißen Kissen ein Schwall schwarzer Haare. Darunter war das Gesicht einer Frau zu sehen, schlafend. Angestrahlt vom Laternenlicht, das durch das dem Bett näher liegende Fenster fiel.

Sänger griff nach der Dose. Es waren noch zwei Schlucke darin. Warm, abgestanden. Er packte den Körper im Bett, rüttelte die schlafende Frau wach.

»Irina!«

Sie blinzelte in das spärliche Licht, wischte sich die Haare aus dem Gesicht mit der Adlernase.

»Was zur Hölle machst du hier?« Sänger hielt ihren rechten Arm gepackt, als könnte sie versuchen, vor ihm zu fliehen. »Hast du dir etwa das ganze Bier aus dem Kühlschrank reingeschüttet?«

»Ich dachte, du würdest direkt nach dem Vorstellungsende nach Hause kommen. Und mit irgendwas musste ich mich ja beschäftigen.«

»Du weißt, dass ich auf Überraschungsbesuche nicht stehe. Dafür habe ich dir den Wohnungsschlüssel nicht gegeben.«

»Wovor hast du denn Angst, Mensch? Deine Kleine ist doch heute gar nicht hier.«

»Zum Glück. Aber sie könnte schließlich auch mal außer der Reihe bei mir sein.«

»Jetzt stell dich nicht so an. Sie ist alt genug, um zu verkraften, dass Papa 'ne Freundin hat.«

»Wofür sie alt genug ist, das entscheide immer noch ich. Außerdem kann ich mich nicht um zwei Gören gleichzeitig kümmern.«

»Darüber zerbrich dir mal nicht den Kopf. Ich kann schon auf mich selbst aufpassen.« Sie gähnte, streckte sich. Schaute nach dem Radiowecker neben dem Bett. »Wo kommst du jetzt überhaupt her? Hast du mal wieder 'nen Abstecher in die Kirche gemacht?«

»Sehr komisch. Um die Uhrzeit?«

»Du findest wahrscheinlich auch nach Mitternacht noch so 'ne Peepshow, wo man den Nackten am Kreuz begaffen kann.«

»Rede nicht so darüber!«

»Genau so muss man darüber mit 'nem Freak wie dir reden ... Wenn's die Kruzifix-Show also nicht war, wo warst du dann noch nach der Arbeit?« Sie hielt seine Augen mit ihren fest, griff jetzt nach seinem Arm. »Bei 'ner anderen Frau?«

Sie schnüffelte an seinem Hals.

Er entzog sich ihr. »Was soll das?«

»Bier und Schweiß«, konstatierte sie. »Alles dein Eigenes. Also auch keine Frau. Was dann? Kneipe und Feierabendbier?«

Er schüttelte den Kopf. »Keine Kneipe. Nur noch ein Bier im Kino.«

»Und ich gebe mir hier solche Mühe, dir einen warmen Empfang zu bereiten. Hab mich sogar extra aufgetakelt für dich.«

Sie schlug die Bettdecke beiseite, damit er einen Blick auf ihre Strapse, die Strumpfbänder und den Hüfthalter werfen konnte. Alles in Schwarz. Ebenso abgrundtief schwarz wie ihre Haare.

»Verdammt«, murmelte er und griff sich einen dieser schwarzen Schenkel.

Sie schlang die Arme um seinen Hals, rülpste ihm ins Ohr. »Sorry für das Bier. Du wirst Neues kaufen müssen.«

»Morgen«, grunzte er. Dann tauchte er ab. Zwischen all dieses Schwarz.

Irina hatte einen Zettel auf dem Esstisch liegen lassen. Sie war an der Uni. Sänger ging nach nebenan in die Küche. Auf seinem rechten Oberarm, direkt unterhalb der Schulter, waren zwei Namen in die Haut gestochen: Patricia und Lisa.

Im Flur, der an die Küche anschloss, hing unter den Gesichtern von Ida Lupino und Humphrey Bogart die Fliegerjacke, noch schwer vom Regen der letzten Nacht. In ihren Taschen das Kino-programm für den Mai. Noch mehr »Neues Deutsches Kino«. Immerhin würde am Abend in Berlin der Deutsche Filmpreis seine Abnehmer für dieses Jahr finden. Dazu eine Art Amulett. Schimmernde Augen, die Sänger aus einem übergroßen Kopf heraus anstarrten.

Er schüttelte sich, atmete tief durch. Der Penner mit der Mün-chen-Story musste flinke Hände gehabt haben. Musste ihm den Neuseeland-Voodoo unbemerkt zugesteckt haben. Sänger hielt ihn angewidert vor sich, betrachtete das grotesk grinsende Gesicht des tot geborenen Embryos, die übergroßen, starrenden Augen.

Er schleuderte das grüne Ungetüm in die Spüle, wo es in mehrere Stücke zersprang. Von der Wand schauten Jean-Paul Belmondo und Anna Karina darauf hinab. Das Plakat hatte 1965 für Jean-Luc Godards »Pierrot le fou« geworben.

Unwirsch griff Sänger nach dem aufgeweichten Programm der Filmbühne Caligari. Darauf stand die Telefonnummer von Pam. Er holte das Telefon aus dem Zimmer nebenan, gab die Nummer ein.

»Pam?«

»Hier ist Pamela.«

»Wie auch immer. Deine Story von gestern Nacht, hältst du daran fest?«

»An jedem Wort.«

»Okay, so viel abwegiger als das, wofür sie heute Abend in Berlin die Filmpreise raushauen, ist es auch nicht.«

»Das heißt, du machst es?«

»Du kennst ja meine Geduld.«

»Ich wusste es. Wenn jemand Spencer finden kann, dann du. So wie du für deinen Großvater den Schatz aus dem Zweiten Weltkrieg gefunden hast.«

»Am Ende dieser Schatzsuche war mein Großvater tot. Und ein anderer Mann ebenso. Einer meiner beiden Helfer.« Sänger atmete tief durch. »Ist das die Art von Story, die du dir vorgestellt hast?«

»Wir wollen Spencer finden. Und wir wollen nicht so lange warten, bis die Polizei ihn findet. Das ist alles.«

»Okay. Aber ich brauche einen Vorschuss. Und du musst deine Story mit mehr Details ausschmucken.«

»Ich bin auf der Arbeit ...«, sagte Pam. »Wenn du Zeit hast, schau mal vorbei: Buchhandlung Vaternahm.«

»Wenn du Filme verhokern wurddest, dann hätte ich Zeit. Ruf El Jefe an. Deinen steuerberatenden Bruder in Mün-chen meine ich. Sieh zu, dass er die Story finanziert. Drei Monatsmieten und ihr habt mich – fast so billig, wie ich damals als Filmwissenschafts-student zu haben war.«

»Du hast dich nicht verändert«, schmunzelte sie. »Versteckst dich immer noch hinter einem Haufen schlecht imitiertem Zynismus.«

»Was das angeht, habe ich dazugelernt. Ich muss gar nichts mehr imitieren.«

»Vergiss es. Du bist kein Zyniker. Ich schicke dir alles an Details, was du brauchst. Gib mir einfach deine E-Mail-Adresse.«

»Cosmo.Vitelli at AOL.«

»Und was genau brauchst du?«

»Namen. Den von deiner Schwester, von den Adoptiveltern deines Neffen. Von seinem Bruder. Dazu Adressen, Telefonnummern.«

»Kriegst du.«

»Und den leiblichen Vater von dem Jungen. Wie hieß er?«

»Lew Griffin.« Sie ließ ein bitteres Lachen hören. »Der schwarze Fluch aus New Orleans.«

»Hatte der Junge jemals wieder Kontakt zu ihm?«

»Nein.«

»Wieso nicht?«

»Marion wollte das nicht. Sie hat alles getan, um die Identität des Vaters vor Spencer und Tom geheim zu halten. Die beiden waren ja grade mal drei und zwei Jahre alt, als Marion sie weggegeben hat. Die wussten doch nie irgendwas von ihren leiblichen Eltern.«

»Bis deine Schwester dann doch noch den Kontakt zu Spencer und Tom gesucht hat. Vom Gartenzaun in der Lüneburger Heide aus.«

»Ja. Aber Marion war überzeugt, dass alles an Griffin schlecht ist. Genau wie an ihrer eigenen Vergangenheit. Und dass jeder, der mit Griffin in Kontakt kommt, zwangsläufig untergeht. Davor wollte sie die Jungs bewahren.«

»Scheint nicht so, als hätte das funktioniert.« Sänger räusperte sich. »Jedenfalls nicht in Bezug auf Spencer ... Scheint so, als würden sich gerade die Geister, die um ihr Leben betrogen wurden, irgendwann wieder bemerkbar machen. Weißt du, ob der Junge auf eigene Faust nach seinem Erzeuger gesucht hat?«

»Versucht hat er es bestimmt. Aber wie sollte er das anfangen, ohne einen Namen, ohne jeden Anhaltspunkt?«

»Hast du ihm nie etwas verraten?«

»Nein. Das musste ich Marion versprechen.«

»Ich dachte, dir liegt was an dem Jungen.«

Sie holte Luft, pausierte. »Ja. Deswegen bin ich zu dir gekommen.«

»Okay. Hältst du es für wahrscheinlich, dass der Junge selbst Lew Griffin aufgetan hat?«

»Nein.«

»Und wo finde ich ihn?«

»Griffin? Ich habe keinen Dunst. In New Orleans vielleicht. Oder auf dem Friedhof.«

Im Telefonbuch. Sänger fand Lew Griffin im Telefonbuch. Es gab für Wiesbaden nur einen Eintrag unter diesem Namen. Eine Adresse in der Kellerstraße, Hausnummer 16.

Sänger wählte die angegebene Nummer. Niemand nahm ab. Nicht mal ein Anrufbeantworter.

Er stieg in seine Jeans, streifte ein schwarzes Hemd über die

Namen auf seiner Haut, ging das Treppenhaus hinunter, vorbei an der Praxis des Augenarztes und den Büroräumen des Rechtsanwalts, die unter ihm residierten. Die Fußgängerzone gehörte den Einkäufern, die sich fürs Wochenende rüsteten. Durch eine Handvoll Wolken kämpften sich glitzernde Sonnenstrahlen. Die Luft roch noch immer nach Regen.

Vorbei an Cafétischen und Sonnenschirmen, an sprudelnden Wasserfontänen im Straßenpflaster und in der Sonne glänzenden Schaufenstern führte Sängers Weg aus der Fußgängerzone nach links, dem Bergkirchenviertel und seinen verblichenen Arbeiterhäusern zu. Stetig bergauf, gesäumt von Backsteinfassaden in Beige und Rot, deren Fensterbögen und Verzierungen klassizistische Bauweisen imitierten.

Auch das Haus, das er suchte, war ein Backsteinbau in Beige und Rot. Im Erdgeschoss blaue Fensterläden. Das braune Eingangstor verwittert, geziert von den Spuren der Schilder, die hier einst hingen. Eine Klingelleiste mit Nummern, die meisten davon überklebt mit Namensschildern. Ein kleines Kameraauge, darüber der Lautsprecher der Gegensprechanlage.

Sänger ging der Kamera aus dem Weg, drückte Griffins Klingelknopf. Wartete. Drückte länger. Nichts. Der Reihe nach drückte er alle anderen Knöpfe auf der Klingelleiste. Insgesamt acht waren es.

»Ja?«, krächzte eine Stimme im Lautsprecher.

»Ich bin's«, hauchte Sänger.

Ein unwirches Summen erlaubte ihm, die Tür aufzudrücken. Das Treppenhaus war kaum einladender als das, welches zu seiner eigenen Wohnung führte. Die Klingel im zweiten Stock, auf der Lew Griffins Name stand, gehörte zu einer Tür, an der sich entweder Einbrecher oder Ex-Freundinnen ausgetobt haben mussten. Sänger gönnte auch ihr einen Versuch. Wartete. Drückte länger. Das Schrillen war von jenseits der Tür deutlich zu hören, getragen vom Schall menschenleerer Räume.

»Hallo?«, tönte es von irgendwo über Sänger durchs Treppenhaus.

Er drückte sich in den Winkel zwischen Griffins Tür und der Wand des Treppenhauses. Hielt den Atem an.

Über ihm gab es eine Bewegung, ein Zittern des Treppengeländers. Dann wieder eine Stimme: »Ach, leck mich doch!« Gefolgt vom Knallen einer Tür.

Sänger atmete aus. Seine EC-Karte taugte in der Regel zu nicht viel. Doch Lew Griffins Türschloss ließ sich damit öffnen. Der Bewohner hatte also nicht abgeschlossen.

Er hatte auch so manches andere vernachlässigt. Die Pflege des Linoleumfußbodens zum Beispiel. Oder das Altglasmanagement, mit dem fast sämtliche Abstellflächen in der Küche zur Rechten des Flurs überfordert waren.

Sänger bewegte sich langsam vorwärts. Hielt seinen Atem flach. Die Hände an den Seiten. Die Wände des Flurs waren kahl. Eine Garderobe. Ein Schuhregal. Flaschen. Überall Flaschen. In Reih und Glied entlang der Fußbodenleiste. Vom Ende des Flurs scharfe Sonnenstrahlen, die durch eine Türöffnung aufs Linoleum ragten. Und ein Gestank, der in Sängers Lungen brannte.

Im Zimmer hinter der Türöffnung noch mehr Sonnenstrahlen, die Sänger unvermittelt im Gesicht trafen. Staubpartikel, die zwischen ihm und dem trieben, was es zu sehen gab. Eine verblichene Schrankwand in Birkenfurnier. Ein alter Röhrenfernseher. Eine abgeschabte Couch. Ein Tisch. Noch mehr Flaschen. Ein Sessel. Im Sessel ein Mann. Schwarz. Faltig. Tot. Seine Augen zur Decke verdreht, als sei ihnen das Licht und der Staub nicht weniger lästig als Sänger.

Aus dem Schädel des Schwarzen war Blut gelaufen und in seinen Haaren getrocknet. Auch auf dem Polster des Sessels war einiges gelandet. Sängers Finger zuckten, die Hände öffneten und schlossen sich. Dann bewegte er sich. Ruckartig. Auf den Sessel zu.

Das Gesicht des Toten hatte Ähnlichkeit mit dem schlammigen Grund eines ausgetrockneten Sees. Die Augen lagen tief im Schädel, das Weiß durchzogen von Rot. Die wenigen Haare eine Mischung aus Schwarz und Grau unter dem getrockneten Blut. Hinter dem Sessel lag eine bauchige Couchtischlampe aus weißem Marmor, der Schirm abgesprungen daneben. Auch auf ihm klebte einiges vom Blut des Mannes.

Sänger schüttelte sich. Griff in seine Haare, als ließe sich so

die Schädeldecke anheben. Er war an der richtigen Adresse. Aber jemand anderes hatte sie noch ein bisschen schneller ausfindig gemacht.

Hastig knöpfte er sein Hemd auf, zog es aus. Er wischte alles ab, was er in der Wohnung angefasst hatte. Wischte auch den Linoleumfußboden im Flur, rückwärts auf den Knien zum Ausgang robbend. Zog schließlich die Wohnungstür hinter sich zu, die Türklinke mit dem Hemd umfassend, und floh durch das jetzt noch weniger einladende Treppenhaus nach draußen ins verstörende Sonnenlicht.